



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 79.

Montag, 2. April.

1928.

(5. Fortsetzung.)

### Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Kyan war zu vornehm und beherrscht, sein armes Glück und sein reiches Leid zu verraten. Er sah neben Jsa, atmete den Hauch ihrer Jugend und ihres ahnungslos erblühenden Welbtums und sprach mit ruhiger, klarer Stimme von dem Preise der Originaliste Tee im Gewicht von 70 englischen Pfund und des Ballens Federn zu  $3\frac{1}{2}$  Pfdel gleich 450 englischen Pfund.

Jsa hörte zu mit eifervoll gekrauter Stirn, die leuchtenden, braunen Augen andächtig auf seinen Mund gerichtet, als lausche sie einer Offenbarung, nickte, stellte einsichtige Fragen, begriff mit einer Leichtigkeit, daß dieser Mann, der sich nie aus der Hand verloren hatte, alle Kraft zusammenreißen mußte, um nicht aufzuschreien: „Näbel, wie bist du hinreichend in deinem Eifer, deiner Klugheit, deinem raschen Verstande! Wie schön bist du und berauschend. Das Leben bist du, an dem ich alter Mann bisher vorübergelaufen bin!“

Doch statt solcher trunkenen Ekstasen sprach er belehrend: „Aller Tee kommt aus Nordchina. Der kleine Pflanzler gibt seine Ernte einem Sammler in seinem Dorfe. Der schickt sie an einen Großhändler in eine der Hafenstädte. Chen Ah-dong, der sich für heute angemeldet hat, ist der Makler, der broker eines dieser Großhändler in Schanghai. Sie werden sehen, Miß Jsa, er bringt 30 bis 40 verschiedene Sorten Tee, aus ebenso vielen Distrikten Nordchinas. Haben Sie übrigens schon einmal Tee wachsen sehen?“

Jsa schüttelte in lächelnder, verlegener Verneinung den Kopf. Es schien ihr irgendwie beschämend, daß sie einer der größten Tee-Exporteure Chinas war und nie ihr Handelsgut hatte grünen sehen.

Er sah ihr peinliches Erröten und darin einen neuen Charm seines Idols.

„Das macht doch nichts!“ lächelte er. „Wo sollten Sie auch Tee haben wachsen sehen! In Bayern baut man wahrscheinlich viel Hopfen zu dem köstlichen Biere. Tee wächst als ganz niedriger dornartiger Strauch mit winzigen Blättern. Diese Blätter sind der Tee. Die obersten zartesten geben die besten Sorten.“

Er blickte zur Tür, in die ein Angestellter trat.

„Mr. Cheng Ah-dong“, meldete der Kommiss.

Da erlebte Jsa zum ersten Male den gewichtigen Vorgang einer Teeprobe. Man begab sich mit dem Makler in den tea-hong, das Gemach, das diesem feierlichen Vorgange geweiht war.

Die Fenster dieses Raumes waren außen durch Wellblech gegen den Himmel und die Sonne abgeblendet, so daß ein reines Nordlicht hereinströmte auf die lange Tonbank, die sich durch das Zimmer hinzog.

Kyan deutete auf diese Blendvorrichtung und erklärte seiner Schülerin leise:

„Wir brauchen ganz gleichmäßiges Licht zur Prüfung der Teefarben. — Hellgrün — dunkelgrün — bläulich. Sonnenlicht trägt, da sehen die Farben heller aus.“

Dann begann das Zeremoniell.

Der Makler hatte 35 Sorten Tee mitgebracht. Ein Geschäftsdienstler stellte auf die Tonbank 35 kleine Tassen,

die oben bis auf ein Loch geschlossen waren. Durch diese Öffnung schüttete jetzt der Chineser aus 35 verschiedenen, genau gezeichneten kleinen Beuteln je eine Prise Tee. Der Diener goß kochendes Wasser in jede Tasse. Mit der Stoppuhr in der Hand ließ man den Tee haarscharf auf die Sekunde vier Minuten ziehen. Dann goß der Diener den Aufguss in eine neben der kleinen Tasse stehende Art Reisschale, und Kyan, einer der berühmtesten Taster (Koster) des Ostens, ging von Schale zu Schale, trant einen Schluck, prüfte abwägend auf der Zunge, wie die Probe in ein Bassin, nickte —, sagte kurz: „gut“ — oder schüttelte den Kopf, — sagte: „schlecht“ — die ganze Reihe hinab. Darauf wurden die in der Tasse zurückgebliebenen Blätter der gebilligten Sorten genau geprüft. Ja, das Blatt war aufgegangen, war schön vieredig, war blau oder dunkelgrün oder sammetischwarz.

Und dann hagelten — zu Jsas Staunen — ohne Schwanken, ohne Zaudern, die Orders. Von Nr. 7 500 Kisten, von Nr. 12 600 Kisten. Emsig notierte der Makler. In Minuten wurde über ein Vermögen disponiert. Sie begriff die gewaltige Verantwortung, die auf dem unsichtbaren Geschmack des Koster ruhte. Als sie wieder im Kontor allein waren, brandeten die Fragen über Jsas Lippen.

„Wieso sind die Blätter zuerst gerollt?“

„Das kommt vom Rosten. Jeder Tee wird gleich nach dem Pflücken geröstet. Beim Brühen rollt ein gutes Teeblatt sich wieder auf.“

„Was geschieht nun mit dem gekauften Tee?“

„Der chinesische Großhändler, dessen Makler Chen Ah-dong ist, liefert die Kisten an den Hafen. Wir müssen nun für schnellste Verschiffung sorgen. Denn wer zuerst in Europa ankommt, verkauft zuerst und am besten. Die Engroshändler in Europa warten gierig auf die neue Ernte. Wir verschiffen nur nach Bremen. Werl Ihres Oheims. Vor dem Krieg gingen während der Teesaison Schiffe des Norddeutschen Lloyd direkt von Foochow nach Bremen, ohne einen Zwischenhafen anzulaufen. Das war eine Herrlichkeit für uns Deutsche! Wir ließen allen anderen den Rang ab. Heute geht es langsamer.“

„Ich habe noch eine Frage“, bedeutete Jsa schon.

„Tausend, wenn Sie wollen.“

„Betrügt der chinesische Großhändler nie? Liefert er in den 600 Kisten Nr. 7 auch stets den geprüften und gewählten Tee?“

Kyan lächelte. „Eine sehr kluge Frage, Miß Jsa. Aber Sie können jedem chinesischen Großkaufmann blind vertrauen. Er betrügt Sie nie. Haben Sie noch eine Frage?“

O ja. Sie hatte noch viele Fragen. Er beantwortete sie gelassen, lächelnd, ausführlich, geduldig und rang und kämpfte mit sich, nicht seinerseits auch eine Frage zu stellen, die große entscheidende, törichte, hoffnungslose Frage, die alle Harmlosigkeit und Vertraulichkeit und das große Glück und unerträgliche Leid ihrer Kompagnieschaft für immer vernichten würde.



Wie konnte ein neunzehnjähriges Mädchen, das eben zu leben begann, das mit erwartungsfroh geröteten Wangen in das brausende Dasein hinausstürmte, einen Mann von 49 lieben! Einen Mann, der dreißig Jahre in den Tropen gelebt hatte, von innen ausgehöhlt und zermürbt worden war. Jahre in Ostasien zählen doppelt. Nein, er war ein alter Mann. Und wußte, daß er in Ijas Augen ein Greis war.

Seine Klugheit ließ sich nicht täuschen. Ihre Lebenswürdigkeit, ihre Anhänglichkeit, ihre scherzhafte Betulichkeit war Freundschaft eines jungen Mädchens gegen einen alten Herrn. Weiter nichts. Neigung zu ihm lag ihr fern. Liebe zu ihm würde sie ein lächerlicher Wahnsinn dünken. Er sah ja, sah es mit der Hellkraft der Eifersucht, wie anders sie sich den jungen Männern gab, die sie auf den Gesellschaftsabenden der Kolonie umschwärzten. Da war sie Jugend unter Jugend, da war sie die schalkhafte Ungebundenheit, da war sie — anders war sie diesen jungen Männern gegenüber als zu ihm, ganz anders. Wenn ihr Blick ihn traf, lächelte er onkelhaft, schien ihm, fühlte, wie er erblaste, wie das Herz schmerzhaft auslekte, wandte sich ab und ertroste mit verzerrtem, wehem Gesicht Fassung und Beherrschung. Und beobachtete weiter. Jedes Gespräch, jedes Lachen von ihr mit den vernarrten Argusaugen der Eifersucht.

Er wußte, noch spinn sich keine ernsthafte Neigung. Doch die schöne, reiche Erbin war die lockendste Versuchung aller dieser jungen Kaufleute und Beamten der Kolonie. War ein Leuchtfeuer, dem alle zuschatterten. Bald — bald würde das Weib in ihr erwachen und wählen. Bald — bald — schicksalhaft, unausbleiblich. Mit offenen Augen sah er ein vernichtendes Verhängnis nahen, dem gegenüber all seine Tatkraft und Energie, die nie vor einem Widerstande zurückgeschreckt war, ohnmächtig versagte.

Und noch eine zweite Eifersucht umklammerte sein Herz. Die Eifersucht auf Iwan Jiltin.

Schon am ersten Tage sprach Ija begeistert dankbar von ihrem Retter. Dann besuchte sie ihn. Und immer wieder fuhr sie hinaus auf das Land nach Dixwell Road.

Ryan kannte den Russen nur dem Namen nach. Was er von ihm gehört hatte, war nichts allzu Gutes. Doch er war ein viel zu vornehmer Mann, auf Klatsch hin zu urteilen oder zu handeln. In seiner charaktervollen Zurückhaltung und in der ängstlichen Scheu seiner Eifersucht warnte er Ija nicht. Er nickte stumm, wenn sie von ihrem „Retter“ schwärmte, erkannte freimütig an, daß dieser Mann sie vielleicht vor unausdenklichem Jammer und Elend, vor Schmach und Untergang beschützte hatte. Er nickte, wenn sie ihm arglos mitteilte, daß sie heute nach Geschäftsschluß zum Tee zu Iwan Jiltin fahre. Nickte und verkrampfte die Hände. Denn am nächsten Tage war sie bis zum Übersäumen erfüllt von der launenhaften Klugheit, der nervösen Erzählungskunst, der Kennerhaft in allen Chinadingen und den Zauberschätzen dieses Russen, der sich in seinem entlegenen phantastischen Hause vor jeder Berührung mit der Kolonie eingefapelt hatte.

Jiltins Leben kreiste nur noch um das Mädchen, das ihm jene heiße Julinacht zugeschlendert hatte. Er wußte, daß sein Ende nahe war. Und mit der Eier des Todgeweihten, mit der verzweifeltsten Inbrunst lekten Beghehrs sehnte er sich nach diesem blonden jungen Weibe. Sie war für ihn ein Symbol geworden alles dessen, das ihm das Leben schuldig geblieben war, alles dessen, das „hätte sein können“, wenn sein Weg in anderer Richtung verlaufen wäre. Sie war ihm der Inbegriff aller vergeblichen Wünsche, alles nichtigen Hoffens. Aber sie war auch die Internation des Lebten, das ihm dieses Leben noch bieten konnte. Sie besitzte — und dann hinabgleiten in das dunkle Nichts! Sie noch erobern! Und dann in drei Teufels Namen Schluß und aus! Diese lautere Köstlichkeit noch auskosten, ehe der Riegel knarrte.

In diesen Augenblicken rücksichtslosen Verlangens war kein Mitleid in ihm und kein Bedenken. Eher eine Eucht des Zerstörens, eine Wut der Vernichtung, eine

Art Kachegeduld gegen das Geschick, das ihn erbarmungslos verwüstet hatte. Ein Vandaleningrimm fauchte in ihm gegen Ijas Reinheit, gegen ihre Schönheit, eine diabolische Bosheit, diese prangende Herrlichkeit zu zertreten, sie hinabzureißen in seine verrottete Niederung.

Er schlug in durchrasten Nächten den Schädel gegen die Wand des Zimmers vor Zorn, daß er sie hatte entspringen lassen, daß er ihr den Weg zur Rettung gewiesen hatte. Und immer seltener wurden die Stunden, in denen ihm Ijas Befreiung Zweck und Inhalt seines Daseins schien.

Wenn sie zu ihm kam, verbarg er seine finsternen Triebe hinter Spott, Bitterkeit, Ironie, hinter dem Vorhang seines Erzählertalentes und dem Schleier der anderen spärlichen Reste seiner Intelligenz und Begabung von einst. Sie sah in ihm einen etwas schrulligen, doch klugen, sehr unterhaltenden, interessanten Mann. Gerade der Gegensatz zu Ryans vornehmer Gelassenheit und Gradlinigkeit lodte sie, die noch so wenig vom Leben und Menschen gesehen hatte. — (Fortsetzung folgt.)

## Häusliche Musik.

Du stehst bei allen Geld- und Steuerfragen  
Als Herr des Hauses stets an erster Stelle, —  
Du hast jedoch nicht allzu viel zu sagen  
Als Dirigent der häuslichen Kapelle.

Die Frau hat, immer hörst du's von ihr wieder,  
Mehr Takt, als du in deinem ganzen Leben.  
Das Söhnchen, bei dem Klang moderner Lieder,  
Haut, wie man sagt, mit Eleganz daneben.

Die Tochter fühlt sich nie von dir verstanden,  
In höchsten Tönen hörst du sie stets flöten,  
Und ist bei euch ein Baby noch vorhanden,  
Dann geht's fürwahr mit Pauken und Trompeten.

St deiner Mutter Mutter noch im Hause,  
Dann klingt das obligate Brummen, Raunen,  
In einer etwa eingelegten Pause  
Erdröhnen oftmals Zerichos Posaunen.

Willst du, befreit von allem Leid und Wehe,  
In Frieden reinste Harmonie erzielen,  
Dann lerne, im Orchester deiner Ehe  
Nur zweite Violine stets zu spielen.

B. u. d.

## Frühlings Erwachen.

Von Julius Kreis.

Der Frühling, ein netter, unverheirateter Mann, schloß als „möblierter Herr“ in seinem Junggesellenszimmer und träumte in seiner messingnen Patentbettstatt angenehm von einem hübschen Mädchen, namens Flora, dem er eben ein Batsch Gänseblümchen überreichte mit der freundlichen Ansprache: „Mein Name ist Emil Frühling. Gestatten Sie, daß ich Sie besuche.“ In diesem Augenblick aber rasselte auf dem Nachttisch der Patent-Zahreszeitenwender mit lautem Bimbim ab; denn er war auf den 21. März gestellt. Herlich, die Mutter Erde, Frühlings Hausfrau, eine runde, wohlgenährte Dame im gefährlichen Alter, klopfte an Frühlings Zimmertür und rief: „Sieh'n S' auf, Herr Frühling, Zeit is'!“

Der Frühling dehnte sich und zerkelte sich verklärt, rieb Augen und Kopf, blinzelte unter halbverschlossenen Lidern auf den Wecker und brummte: „Is scho wahr! Is das ein Sauleben! Ja, Morgenstund' hat Blei im ...“

Dann legte er sich auf die andere Seite und duselte weiter. Diese blödsinnige Welt soll nur einmal auf ihn warten. Er kann sich auch nicht kaputtrennen! Dann hatte er auch noch einen leisen Kater von der letzten vorjährigen Raibowle, die man am 22. Juni zu Frühlings Abschied getrunken hatte.

Es ist ein Kreuz!

Er duselte weiter und sah im Halbschlaf Flora auf der Wiese Gänseblümchen pflücken, und der alte, widerliche Reiz, der abgebaute Winter, stand nicht weit davon und schielte lästern nach dem Mädchen. Jetzt ging er auf sie zu und lud sie ein, mit ihm in die Jahreszeitendiele zu gehen.

Der Frühling fuhr auf und sah auf den Wecker. Donnerwetter! Schon April! Skandal! Ah! Und jetzt raus aus dem warmen Bett! — Draußen schneite und regnete es durcheinander.

Der Frühling schob die Beine unter der Decke heraus, zog sie aber gleich wieder zurück. War das eine Kälte!



Eigentlich, er konnte nur das letzte Thema, das dem Warenhaus Natur, heute einmal trank melden lassen. Er hatte auch wirklich einen Schnupfen, und dann dieses Kopfweh!

Seine Hausfrau, Mutter Erde, trat ein und brachte den Kaffee. „Na, jetzt ist's aber Zeit, Herr Frühling“, sagte sie mahnend.

Der Frühling brummelte etwas. — Das mit dem Krantsein mußte er sich doch überlegen. — Die Natur, G. m. b. H., war eine so rigoroſe Firma. Die schmiſſen ihn schließlich hinaus.

Als die Hausfrau draußen war, froh der Frühling grantelnd in die Unterhosen und nahm zwei Tabletten Aspirin. Er wusch sich, zog sich aber gar nicht sorgfältig wie sonst seinen Scheitel (sein Vater und Großvater hatten lächerliche Locken getragen!), dann schrieb er doch einen Brief an die Firma. Er mochte bei dem Hundewetter nicht fort und schrieb: er werde nach Möglichkeit die laufenden Arbeiten zu Hause erledigen.

Lenze zu Hause!

Er setzte sich dann an seinen Schreibtisch und machte sich daran, einige Frühlingsslieder zu dichten. Verdroffen kante er am Federhalter und malte zwischen hinein auf das Papier Spiralen, Mandeln und kleine Schweinchen.

Es fiel ihm ums Sterben nichts ein.

Er nahm nacheinander einen Band Rüdert, Gettel, Bodenstedt, Renau vom Bücherregal und schmükelte darin, ob nicht schließlich einige unpassende Worte über seine Jahreszeit darin wären, die man verwenden könnte.

Dann schlug er im Konversationslexikon, Band F, unter „Frühling“ nach. Ach was! Er schrieb einfach aus dem Handbuch deutscher Vortil ab: „Frühling läßt sein blaues Band ...“ Und während er schrieb, dachte er: Komisch, diese Dichter! Blaues Band! Ich habe noch nie eine blaue Krawatte getragen. Wie der Mann dazu kommt! — Na, schließlich war's mein Großvater. Der Morike muß es ja wissen.

Und dann dieser Bodenstedt: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt!“

Das war sicher sein Vater! Der war so ein Bergfex!

Er, Emil Frühling, hat es nicht mit dem Bergsport! Er hat unten ein Motorrad! stehen.

Aber was will man machen! Die Leute wollen so einen altbackenen Frühling, und die Natur, G. m. b. H., muß den Wünschen ihrer Kundschaft Rechnung tragen.

Der Frühling horchte auf. Über ihm, im dritten Stock, sang Fräulein Amalie Kraglmaier, mit glodenreinem Bariton-Sopran: „In meiner Heimat wird es nun Frühlinglingling ...“

So, das auch noch! Himmel, Ast und Zwirn! Wenn nur diese Frauenzimmer nicht immer gleich so aufdringlich wären!

Aber immerhin, der Frühling wurde an seine Aufgaben erinnert. Er ging in sein kleines chemisches Laboratorium hinter der spanischen Wand und präparierte brummig den Benz-Liebestrank.

Unterschiedliche Gläschen: Eines für Menschen von 16 bis 18, eines für solche von 18 bis 30, eines für 30 bis 40, eines für 40 bis 50, und eine besonders kompliziert zusammengesetzte Mischung für solche von 50 bis 70. Das mußte mit dem Zerstäuber in die Welt hinausgeschäubt werden.

In seinem Arger gab er in jedes Gläschen einen Schub ordinären Kartoffelschnaps — das dieses Menschenpad eher beduſelt wird und einen größeren Liebeskasenjammer friert!

Dann schaltete er den Hebel von Wetterleitung Schnee auf Tratsch um und schrieb einen sadgroben Brief an das Blumenmädchen Flora, warum sie so lange im Rückstand mit der Lieferung der Frühlingssblüten sei. ... Und werden wir Ihnen — hieß es im Schreiben — für jedes Tausend zu spät gelieferter Blüten zehn Prozent am Lohn abziehen. So! — Dann aber zog der Frühling seine lederne Tade an und beschloß, nun doch ins Geschäft zu kommen.

Draußen schwang er sich auf sein sechspferdiges Schnauferl, und dahin ging's, ppppff, töff-töff, daß den Menschen der Tratsch nur so um die Ohren prillte — mitten hinein in die Natur.

## Grütfinks Einreise nach Italien.

Von Peter Robinson.

Vielleicht hieß er auch anders, etwa Gräbning oder Albing, denn ich habe seinen Namen nur flüchtig vernommen, und da verhört man sich ja leicht. Aber Grütfink gefiel mir am besten und paßte auch gut zu ihm.

Ich sah in Gallanza vor dem Café Bolongaro, von wo man nach Isola bella hinübersehen kann. Man soll es aber nicht zu beeifert tun, denn sonst kommen Männer, die sich

will, sind sie beleidigt. Sie tun gerade so, als hätten sie die Isola bella selber gemacht, eben erst, um einem damit einen Gefallen zu tun, und jetzt wäre man so unverſhämmt, es an der gebührenden Erkenntlichkeit fehlen zu lassen.

Da kam also Grütfink an, setzte sich zu mir und trank Kaffee. Nachher, bei der Zigarre, lächelte er mich freundlich an. „Süßlich hier, nicht wahr! Eigentlich sollte ich noch drüber in der Schweiz ſiten. — Die Apfelsinen- und Maffaronibrüder hier haben mich nicht hineinflaſſen wollen. Ich bin aber doch hineingeklimmt, hah! Da —“ er zeigte über die Straße nach dem Autohalteplatz — „da, sehen Sie das große, graue Auto mit den vier Reihen Sitzplätzen? Mit dem bin ich hineingeklimmt. Aber was ich mich erst habe ärgern müſſen. Beinahe geplagt bin ich. Eine drolle Geschichte ist das gewesen. Paſſen Sie auf! Eigentlich reise ich nämlich mit meiner Frau. Aber warum wir jetzt nicht zusammen ſind, das ist eben die Geschichte, und sie hängt mit dem verdammten Viſum zuſammen. Wie wir uns zu Hause unsere Pässe beſoragt haben, da hab' ich gemeint: Na, wir nehmen natürlich nur das einfache Viſum. Damit darf man einmal 'reinfahren zu den Apfelsinen- und Maffaronibrüder und dann wieder 'raus, und mehr brauchen wir nicht. War doch ganz richtig, nicht wahr?

Wir ſind aber nicht glatt durchgefahren. Von Luzern ſind wir mit dem Schiff über den Vierwaldstätter See und dann erst von Itälen mit dem Zug weiter. Das war auch ganz richtig. Wenn bloß nicht der Koffer meiner Frau gewesen wäre! Der war natürlich zu groß, den haben wir in Luzern gleich bis Mailand aufgegeben, der Bequemlichkeit wegen. Aber gerade daraus ist dann die allergrößte Unbequemlichkeit geworden, die mir je paſſiert ist. Nie wieder geb' ich einen Koffer auf, — eher gebe ich das ganze verdammte Reiſen auf. Wie wir dann nämlich nach Chiasso kommen und alles Gepäc zur italienischen Zollreviſion geſchleppt wird, ſehe ich den großen Koffer nicht. Wo ſteht das Ruder? Nichtig, der ist ja, weil wir doch mit dem Schiff gefahren ſind, früher angekommen und, weil ſich kein Eigentümer zur Zollreviſion gemeldet hat, beſeite geſtellt worden. Nun muß er geſucht werden, und das dauert ſehr lange. „Ach was, Lina“, ſage ich zu meiner Frau, „wir gehen mal erst zum italienischen Zug und belegen zwei Plätze; dann bleibst du ſiten, und ich gehe zurück und mache den Zolltrempel ab.“ War das auch richtig? Ree, denn jetzt kommt der Hafen, den die Geſchichte gehabt hat.

Wir nehmen also unſer Handgepäck, das die italienischen Zollbeamten ſchon beſchnüffelt hatten, und gehen nach dem Zug, und dabei müſſen wir durch eine Sperre, wo zwei Polizeimeuſchen ſtehen und ſich die Pässe zeigen laſſen, und der eine nimmt unſere Pässe, drückt einen Stempel hinein, und damit ist die Sache in Ordnung: wir dürfen durch die Sperre und ſind also in Italien. Wir bringen unſer Handgepäck im Zuge unter; meine Frau macht es ſich bequem, ich aber muß noch mal zurück wegen des verdammten Koffers. Ich gehe an den beiden Polizeileuten vorbei, die mich gar nicht beachten, denn ſie haben noch Pässe anzusehen. Die Geſel hätten mich aber beachten ſollen, das wäre viel beſſer für mich geweſen. Der Koffer ist jetzt gefunden; er wird beſchnüffelt und dann fortgerollt, nach dem Gepäcswagen. Nun muß ich mich aber auch beeilen. Wie ich wieder an die Sperre komme, ist nur noch einer von den Polizeimeuſchen da, denn es ſind keine Leute mehr abſuſertigen. Ich will an dem Mann vorbei, was mir doch ganz ſelbſtverſtändlich ſchien. Aber er hält mich an. „Il tuo paſſaporto, Signore!“ ſagte er. Gut, er hat die Gewalt; ich gebe ihm meinen Paß. Er ſieht ihn ſich an, er ſchüttelt den Kopf, er gibt mir den Paß zurück, — und dann hält er den Arm vor, daß ich nicht weitergehen ſoll. Und dabei ſagt er, und wenn ich auch ſo gut wie gar nicht Italiſch kann, — das hab' ich verſtanden und gehalten, weil es mir wie ein Todesurteil klang: „Un viſto ſemplice, Signore! Buio paſſare una volta la frontiera.“

Haben Sie begriffen? Das war 'ne Situation, was? Einmal bloß durfte ich einreiſen, und eingereiſt war ich, als mir der Paß vorhin abgeſtemmelt worden war, und wie ich nun dämlicherweiſe durch die Sperre gegangen war, da hatte ich das Land verlaſſen, und nun ſollte ich nicht wieder hinein. Ich werde wild. „Das ist ja hier eine ſchöne Wiſtſchaft!“ ſchimpfte ich, und dann nehme ich mein biſchen Italiſch zuſammen und überſetzte das dem Kerl. „Questo è una bella oſterial!“ ſagte ich. Aber das muß wohl nicht ganz richtig geweſen ſein, denn er ſieht mich an, als ob ich verzückt geworden ſei. Und dann fährt auf einmal der Zug ab, der Zug nach Mailand, in dem meine arme Frau ſiſt, und der Apfelsinen- und Maffaronibrüder macht das Gitter an ſeiner Sperre zu und verzteht ſich, und ich ſtehe da, außerhalb Italiens, und darf bloß hineingucken.

Was war da zu machen? Zunächst trank ich auf den Schred einen Kognat in der Reſtauration auf der Schweizer



Seite des Bahnhofs. Der Kellner schien mir ein verständiger Mann; ich erzählte ihm von meinem Mißgeschick, und richtig: der Mann wußte Bescheid. „Aber das ist ganz einfach“, sagte er. „Ihr Paß ist doch in Ordnung; der einzige Mangel ist, daß Sie damit nicht schon in Italien sind. Fahren Sie einfach mit dem nächsten Zuge ein Stückchen zurück bis Giubiasco und von dort nach Locarno. Da sind Reisebüros, die jeden Tag Fahrten den See entlang veranstalten, bis ins italienische Gebiet nach Pallanza. Für solch eine Fahrt nehmen Sie sich einen Paß. Paß brauchen Sie dafür nicht, da genügt eine Tageserlaubnis für Überschreiten der Grenze, die besorgt das Reisebüro. Und wenn Sie einmal in Pallanza sind, dann ist alles in Ordnung; dann sind Sie ja drin in Italien und können weiter fahren, wohin Sie wollen.“

Und sehen Sie: so hab' ich das gemacht! Großartig, was? Aber nun kommt das Hauptvergnügen. Gleich ist es fünf Uhr; da soll das Auto wieder abfahren. Sehen Sie: da krabbeln die Leute schon hinein. Aber sie können ohne mich fahren, — ich gönnele nach Mailand, wo meine arme Frau sitzen wird. Eine Wonne wird mir das sein, wenn das Auto jetzt abfährt, eine Wonne — — Ja, bitte?“

Grüßfink wurde unterbrochen. Ein großer, starker Mann im Ledergewand des Chauffeurs war neben ihm aufgetaucht. Er sprach einen harten deutsch-schweizerischen Dialekt, und deshalb verstand ich nicht, ob er jetzt Grüßfink oder Grüßing sagte oder Ritsing oder so ähnlich. Ich möchte mich aber doch, wie schon bemerkt, für Grüßfink entscheiden. „Bitte, Herr Grüßfink“, sagte der Mann, „ich warte schon auf Sie, — ich muß pünktlich abfahren.“

Grüßfink grinst. „Fahren Sie, mein Lieber! Fahren Sie ohne mich; ich will nicht mit.“

Aber der Chauffeur schüttelte energisch den Kopf. Er holte ein bestempeltes Papier aus der Tasche. „Bitte, Herr Grüßfink: hier habe ich einen Passierschein auf sechzehn Personen, neun Damen und sieben Herren. Und bei Brissago kontrolliert die italienische Grenzwaage, ob das stimmt, und wenn ich nicht neun Damen und sieben Herren wieder über die Grenze zu bringen habe, dann stimmt es nicht, dann lassen sie mich nicht durch. Die ardsten Scherereien habe ich.“

„Ach was, das ist mir ganz egal“, brummte Grüßfink. Er sah sich wild um, als wollte er aufspringen und in einem der winzigen Gäßchen verschwinden, die sich in die Stadt hinaufziehen. Der Chauffeur schien das auch zu denken. Er zeigte auf die Wartehalle am Landungssteig der Dampfschiffe, wo überflüssig viele Polizisten herumstanden. „Sie müssen mitfahren, Herr Grüßfink. Ich kann doch Ihre wegen nicht die anderen Herrschaften in Verdröcklichkeiten bringen, die würden sich ja beschweren, ich würde meine Stelle verlieren. Herr Grüßfink: wenn Sie also nicht mitwollen, muß ich mich da an die Polizei wenden. Und Zeit hab' ich auch nicht mehr.“

Grüßfink war vernichtet. Er schaute nach Süden, wo eine verlassene Gattin Lina seiner harrete; er schaute nach Norden, wo er gewaltsam hingeschleppt werden sollte, und in seine schauenden Augen trat, glaube ich, einiges salziges Wasser. „Ach Esel!“ murmelte er. Und das stimmte; Grüßfink war wirklich ein Esel gewesen. Er hätte ja nicht nötig gehabt, sich hierhin zu legen; er hätte längst verschwunden sein können.

Aber nun half es nichts, und zwei Minuten später kletterte Grüßfink, den der Chauffeur wie einen Gefangenen geleitet hatte, in das Auto wie in einen Karren, der ihn zur Guillotine führen sollte. Und dann fuhr das Auto ab, und Grüßfink entschwand meinen Blicken. Wer weiß, wann er zu seiner Lina gekommen sein mag!

## Lokomotivkrankheit.

Skizze von Donald Stuart (Stuttgart).

Seit er denken konnte, hatte Karl Gräfe Lokomotiven geliebt. Das war mehr als das Eisenbahnspiel der Jungen, die fauchen und zischen, die Häuste ballen und damit auf und ab stoßen, wie sie es am blinkenden Gestänge der Lokomotiven sehen. Karl Gräfe lodte das Angewisse, und daß die Lokomotiven, die in den Bahnhöfen lagen und aus ungeheurem, schwarzen Gedärm stöhnten, in schneidender Schnelligkeit dahinfahren konnten. Er liebte ahnungsvoll den sinnreichen Zusammenhang ihrer Teile und sehnte sich, ihre Kraft zu beherrschen. Mitten im Gedränge des Bahnsteigs pflegte er vor der Lokomotive stehen zu bleiben. Einmal war er seiner Mutter sagte aus der führenden Hand ge-glitten, hatte sich zur Lokomotive zurückgeschlichen, die von ihrer Reise ausruhte. Dann kletterte er leise wie eine Katze

die eisernen Tritte zum Stand des Führers hinauf. Aber ehe er sich in eine Ecke drücken konnte, hatte der ihn entdeckt. Mit rauhen Worten wurde er in ein Zimmer verbracht, wo viele Beamte auf ihn einredeten. Zu Hause gab es Vorwürfe. Er aber setzte allem nur ein verstocktes Schweigen entgegen. Er versprach nicht einmal, es nie wieder zu tun. Die Lehrer waren ratlos, der Arzt redete von einer fixen Idee und erkundigte sich nach den Vorfahren, und verordnete gegen diese Krankheit: Beruf an dem ersehnten Orte.

Nun galten alle Gedanken des Jungen erst recht den schwarzen Riesen, ihrem Feuerrachen, ihren blinkenden Gliedern, die er schon genau kannte, als seine Kameraden noch von Wildwest schwärmten. Alle seine Hoffnung galt dem Beruf des Führers, so daß er der Spannung bald nicht mehr Herr ward und oft erfolglos bei den Führern der Lokomotiven bettelte, ihn nur einmal mitszunehmen. —

Auf dem Bahnhof in L. geht ein junger Mann über die Schienen zur Lokomotive des D-Zuges, klettert die eisernen Tritte hinauf, zeigt einen Ausweis: „Eisenbahnbaurat Hermann, Eisenbahndirektion Ludwigshafen.“ Der Führer reißt sich zusammen, meldet: „Lokomotivführer Müller, Heizer Schmehling, Heimaufstation Heibelsberg.“ „Neblich heute. Schwierige Fahrt. Achten Sie auf die Signale, ich werde selbst fahren.“

Respektvoll räumt der Führer dem Vorgesetzten seinen Platz zur Rechten im Führerstand ein. Langsam rückt der den großen Hebel, öffnet damit den Dampf den Weg zum Zylinder. Ein Zittern geht durch die Eisenmassen. Knatternd stürzt es über Weichen, der Heizer der Geschwindigkeit wirpelt von Strich zu Strich, 30, 40, 50, jetzt 60 und 80 Kilometer. Sinein in Nebel und Nacht. Kurze Befehle gelten dem Heizer; glutender Schein aus der offenen Feueröffnung färbt die Rauchfahne über dem Zug. Signale huschen vorbei wie Johanniskläser im Dunkeln. Nun sind die 2000 Pferdekraft, von dem weißglühenden Kesselfeuer genährt, in seiner Gewalt. Endlich erfüllt ihn die Lust, Führer, Herrscher zu sein, hinzudonnern über die blinkenden Schienen, Tausende auf sicherem Weg zu führen, getragen zu sein vom Vertrauen derer, die dort hinten in weichen Polstern sitzen und essen und reden wie zu Hause.

Der Lokomotivführer wundert sich über die Sicherheit und Erfahrung des jungen Beamten, nimmt schuldbewußt einen Vorwurf über mangelnde Pflage der Maschine hin. Durch den Fahrdienststrahl schreitet Hermann dem Ausgang zu, beanstandet noch allerlei Versäumnis und entfernt sich.

Nach einem Jahre fürchtet jeder die Kontrollfahrten des jungen Baurats; bis zu den höheren Stellen bringt schließlich das Gemütel von seiner Strenge.

Wieder einmal steigt er auf die Lokomotive. Rasch geht der Beamte, der den Zug abfertigt, in seinen Dienststrahl zurück. 50 Kilometer weiter klopft der Telegraph: „Baurat Hermann auf Lokomotive von D. 68.“

Endstation. Hermann rückt den Bremshebel, es zischt unter den Wagen weiter, als wenn tiefgeschöpfter Atem entweicht, die Bremsen beißen sich an den Rädern fest. Noch ein knapper Gruß dem Personal. Wieder eine wundervolle Nacht der Erfüllung seines alten Jugendtraums!

Auf dem Bahnsteig stehen Zwei in langen Mänteln.

„Ihr Ausweis!“

Ein öbelspekter Beken geht durch ihre Hände. Die beiden wechseln einen Blick.

„Sie sind verhaftet.“ —

Vor dem großen Schöffengericht steht der Ingenieur Karl Gräfe, angeklagt der Transportgefährdung, der Amtsanmaßung und der Urkundenfälschung. Der Zuschauerraum ist zum Brechen voll. Wird man ihn verurteilen? Ist er nicht einer von denen, die Balken vor die Büge legen und Schrauben an den Schienen lösen? Woll Genußnahme sehen hohe Bahnbeamte dem Schauspiel zu.

Der Angeklagte starrt ins Leere, wie aus einem Traum erwacht, der lebendiger war als die Wirklichkeit. Er blickt irre wie ein aufgestörter Nachtwandler. Jeden Augenblick kann er zusammenbrechen. Die Zuhörer erzählen sich, er habe in seiner Zelle Kommandos gegeben wie auf der Eisenbahn, gepfiffen, gescholten.

Man läßt Zeugen reden, verfolgt alle Einzelheiten, sucht aus dem Angeklagten vernünftige Worte und Erklärungen herauszuholen. Der stammelt nur von Nüssen, von einem Befehl, von Nicht-mehr-warten-können, schreit plötzlich in den Saal: „Heizer nachlegen.“ Dann sinkt er in stumpfer Ruhe zusammen.

Zwangsvorstellungen, Zwangshandlungen“, gutachtet der sachverständige Arzt. „Überführung in eine Nervenheilanstalt unerlässlich.“ Also spricht man den Ingenieur Gräfe frei. Denn bei Begehung der Tat sei die freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen.